Die fehlenden vierzig Mark.

Eine lustige Geschichte von Carola von Gnatten.

Ich war erst gegen Tagesanbruch heimgekommen und lag noch in tiefem, süßem Schlummer, als ein heftiges Klingeln [illegible] meiner Flurthür mich aufschreckte.

Wüthend [illegible] auf und fuhr in die Kleider, [illegible] eilte ich hinaus, um zu öffnen. — Draußen stand das Mädchen [illegible] Tante. Es sah verstört aus.

„Ist dem gnädigen Fräulein etwas zugestoßen?" fragte ich erschreckt.

„'s gnädige Fräulein is ganz munter, aber 's ganze Geld, was dag'legen hat, 's waren ein paar Tausend, is fort!"

„Einbruch?"

„Dös wissen mir nit, sehen thut mer nix."

„Ich komme sofort. — Die alte Dame ist wohl sehr aufgeregt!"

„Nit amol so arg, Herr Doktor."

„Na ja, wenn man so reich ist, wie Tante Malchen, kann man einen solchen Verlust eben verschmerzen — ich hätte es nicht gekonnt. Eine dumme Geschichte blieb es trotzdem!"

Eine Viertelstunde später stand ich in Tante Malchens Wohnzimmer.— Wie sah es hier aus! Der bunte Inhalt sämmtlicher Schubfächer war über den Teppich gestreut, und mitten in diesem Wirrwarr stand die alte Dame. Auch Base Suserl — ein Oberförstertöchterlein aus dem Wienerwald, und seit sechs Wochen bei der Tante zur Gesellschaft, war anwesend. Sie saß auf dem Fensterbrett, schlenkerte mit den Beinen und biß herzhaft in eine Butterfemmel.

„Die Tant' sucht ihr Geld. Das kommt davon, weil sie's überall umanander steckt aus Furcht vor an Dieb!" klärte mich die Kleine auf.

„Aber, Tantchen, das ist ja —" toll, hatte ich sagen wollen, das unhöfliche Wort aber schnell verschluckt.

„A Blödsinn is! I' hab's schon hundertmal g'sagt, sie will's aber net glauben," äußerte das „enfant terrible" dumpf, denn es hatte den Mund voll.

„Ich habe nichts Besseres gewußt, als das Geld an solchen Plätzen zu verwahren, wo nicht so leicht Jemand danach sucht," versetzte die alte Dame.

„Wie viel hast du gehabt, Tante?" fragte ich.

„2668 Mark in Gold und Banknoten."

„Wer wird sich auch eine solche Summe hinlegen!"

„Mir ist nicht wohl, habe ich nicht eine größere Summe bei der Hand. — Willst du Anzeige erstatten?"

„Selbstverständlich! — Vorher werde ich mich aber noch persönlich überzeugen, daß nichts mehr da ist."

So viel Geld im Hause zu halten — eine solche Thorheit! Tante Malchen wurde doch wohl ein bischen altersschwach! — Sie war ja auch schon zweiundsiebzig!

Die Suche begann, ich betrieb sie gewissenhaft, aber vergeblich. —

In den fünf anderen Stuben sah es theilweise noch schlimmer aus, doch schreckte mich das nicht ab von der Fortsetzung des begonnenen Werkes. — Ich triumphirte — als es gegen Mittag war, hatte ich 2628 Mark beisammen! — Ein paar Goldstücke hatten in einem Strumpf, ein paar im Futter eines Aermels, andere in einem Schächtelchen, in einem Salzdöschen oder in sonst einem als Sparkasse unmöglichen Objekte gesteckt. Die Banknoten aber hatten in Gebet- und Rechnungsbüchern, zwischen den Falten von Wäschestücken gelegen. — Nur die noch fehlenden 40 Mark ließen sich nicht finden.

Ich suchte wie ein Verzweifelter— umsonst! — Fatal! — Alle Leute von Tante Malchens Schlag sind des thörichsten Verdachtes fähig, zumal wenn sie kindisch werden! — Und ich mußte mich preisgeben — wehrlos — duldend — wie ein Opferlamm!

Verfolgt von diesen peinlichen Gedanken setzte ich die Nachforschungen fort. — Halt! Da kam mir die Erleuchtung!

Ehe ich von Hause fortging, hatte ich 100 Mark in Gold zu mir gesteckt, um die alte Dame fürs Erste mit Geld zu versehen. — Das war die Rettung! — Lieber zwei Füchslein opfern, so hart es für einen Arzt von gestern ist, als sich einem entehrenden Verdacht aussetzen.

Zwei Minuten später ziehe ich die Hand, die zwei Goldstücke zu je 20 Mark umklammert, zwischen Sitz und Rückenlehne eines Sofas hervor und halte sie der Tante geöffnet hin.

„Jetzt haben wir alles, Tantchen!"

Sie schaut mich flüchtig an, steckt die Goldstücke ein und sagt trocken: „So?"

Ich bin baff — nicht ein Dankeswort! — Na, der Schrecken über den vermeintlichen Verlust wird ihren schwachen Kopf noch ärger verwirrt haben.

„Gelt, Tante, ganz unbrauchbar bin ich doch nicht?" scherze ich.

„Hab' noch nie daran gezweifelt."

Sie sagt das so wunderlich, daß es wie ein Schlag ins Gesicht auf mich wirkt.

Suserl, die bei der „Haussuchung" keinen Finger gerührt, lobt mich vergnügt: „A feiner Spürhund bist, Rudi, dös muß mer dir lassen!" —

Eine Woche ist in Frieden vergangen, als ich eine Karte folgenden Wortlauts erhalte: „Komm' punkt 5 Uhr; es pressirt. Susi."

Was mochte das bedeuten? — Der Tag vergeht mir in Sorge. Natürlich bin ich auf die Minute pünktlich. Tante ist ausgegangen, das hübsche Bäslein in übler Laune.

„Du," empfängt sie mich schroff, „gestern hat die Tante beim Notar ihr Testament unterschrieben — i bin ihre einzige Erbin! — Wakt, was du bist! A Dult, wie's kan zweiten mehr giebt!"

Ich stehe sprachlos — die unerwartete Nachricht und Suserls Ton! — Ist's nicht, als wollte sie mir einen Vorwurf machen?"

„Dich kann's doch nur freuen, Susi —"

„An Schmarrn g'freut's mi, bin ka Erbschleicherin net! — D' Halbscheid Du, d' Halbscheid i, so hat's die Tant' vorg'habt — da mußt Du alles verpatzen mit die dalketen Goldstücke!"

Und Thränen — echte Perlen — laufen über die rosigen Wangen. „A Fall'n war's, und Du bist brav einitappt!"

„Wieso?"

„Weil's gar net mehr als 2628 Mark versteckt hat, die Tant' — Komedi hat's g'spielt — und 's Testament, dös — dös is Nachspiel!"

„Und der Zweck —"

„Wissen hat i' wollen, ob Du aa a Liebediener bist, wie d' andern, oder ob D' Courage hast, zu sagen: „Mehr find' i net, also is aa net mehr da!" — Du hast's net g'habt, und dös is, was sie so höllisch gift! Sie sagt: „Wenn aner, der no nix verdient, 40 Mark an a reiche alte Tant' wegschmeißt, so will er's halt beerben! — Drum expreß net!"

Ich bin niedergeschmettert — eine solche Blamage!

„Du, Rudi, i waß was, und dös g'schieht!" tönt Suserls liebes Stimmchen in meinen Jammer. „Später amol theilen wir, die Tant' hat's eh so haben wollen —"

„Suserl!"

„No, was is?" und die Kirschenaugen blitzen mir eine Herausforderung zu.

„Susi — Mädel, das kannst Du mir nicht zumuthen — außer —"

„No, was denn — außer?"

„— außer Du verlobst Dich auf der Stelle mit mir!"

Die Kleine wird feuerroth. Das hindert sie aber keineswegs an einem schnippischen „Sonst nix?"

„Nichts weiter!" antwortete ich keck.

Ein paar ewig lange Minuten, dann giebt mir Suserl ihr Händchen und sagt energisch: „Meinetwegen!"

So waren wir verlobt und glückselig obendrein! — — — —

Aber Tante Malchen in ihrem Groll? Mir wurde schwül.

„Die krieg' i schon herum, und wenn net, dank sag i halt: „B'halt Dei' Geld, i mag's gar net. Der Rudi hat a bißl was, i hab a bißl was, 's geht aa so!"

Das liebe Mädel! Ein großes Vermögen wollte sie sich verscherzen mir zu Liebe!

Tante Malchen aber, deren Zorn schon längst verrauscht war, erhob keine besonderen Einwendungen, ihr selbst war diese Lösung jedenfalls die willkommenste.

Nur mit Handgepäck.

Humoreske von El-Correi.

Da war im Kreise der Damen das Fräulein Arnhold, eine hochangesehene Persönlichkeit. Sie war fortschrittlich gesonnen und eine solche Gesinnung erregte in dem Damenkreis der kleinen Stadt immerhin ein gewisses „Hört, hört!" Fräulein Arnhold nahm es jedoch damit auf und bethätigte sogar ihre Gesinnung. Denn ihre Familie war der einflußreichsten eine.

Jawohl!

Und die vom Zeitgeist jetzt überall verbreitete Reisemode bewegte auch die Gemüther des Damenkreises der kleinen Stadt. Die seitherigen ländlichen Sommerfrischen mit dem Frühstücksbrot im Strickbeutel genügten nicht mehr den gesteigerten Ansprüchen. Man reiste schon in die Schweiz und an die See, um in komfortablen Hotels zu wohnen und das Menü zu trifiiren. Der Apotheker erstieg sogar — natürlich allein (ohne Gattin) — in Wadenstrümpfen die Tauern; Herr Oberpostinspektor mit Gemahlin dehnten ihre Sommerreise bis nach Dänemarck aus. Fräulein Arnhold aber entschloß sich zu einer Frühlingstour nach Italien.

Den Winter über rüstete sie sich aus. Nicht ungern berichtete sie bei den Damenkaffees über ihre Reisevorbereitungen, die — so umfangreich sie erschienen — dennoch in betreff praktischer Einrichtung staunenswerth waren.

„Ich reise ja nur mit Handgepäck!" erklärte Fräulein Arnhold mit großem Nachdruck und erläuterte die Vortheile, die das brachte. Erstens: man hatte alles hübsch bei sich. Zweitens: man spart Frachten und Transporte. Drittens: man gewöhnt sich, praktisch zu sein. Ja, dieses letzte erzieherische Moment betonte Fräulein Arnhold besonders... und wenn man ihre Erfindungen von kombinirten Toiletten-, Näh-, Medizin-Etuis, zusammenlegbaren Fußbänkchen, dito Kleiderhaltern und Schuhleisten (für feuchtes Schuhwerk) betrachtete, so konnte man nicht anders, als Fräulein Arnholds Reisegenie bewundern.

Sie besaß durch Erbschaft einen guten Handkoffer, mit jener ausdehnungsfähigen Harmonikatasche, die den Koffer zu seinem doppelten Umfang anwachsen läßt. Dieses gute Handgepäckstück nahm alles in sich auf: Kleider, Wäsche, Stiefel, Bücher, Kleiderhaken, Fußbänkchen, Schuhleisten (für feuchtes Schuhwerk), sogar einen Hut, wiewohl zerstrennt. Die Reiherfedern nahm Fräulein Arnhold in die Handtasche, mit der Eau de Cologne und den Schokoladeplätzchen, den Cakes und dem Schmuckkästchen. Als der wohlgepackte Koffer aber geschlossen werden sollte, ergab es sich, daß er sich nicht schließen lassen wollte. Das Schloß schnappte nicht ein, da der reiche Inhalt sich widerspenstig gegen den Kofferdeckel bäumte. Ohne kleinmüthig Hilfe herbeizurufen, versuchte Fräulein Arnold ordentlich zu drücken. Vergebens. Da entschloß sie sich resolut, einen Kleiderhaken und das dicke Jackett für Uebergangswetter herauszunehmen. Sie drückte von neuem — sie belastete den klaffenden, keuchenden Koffer mit ihrem eigenen Körpergewicht — sie hörte innen ein Krachen — sie gedachte der mit Papier ausgestopften Blusenärmel — und ach, der Hut! — und die neuen Stiefel! — aber sie drückte dennoch weiter und siehe: endlich schnappte das einsichtsvolle Schloß ein und Fräulein Arnhold drehte frohlockend den Schlüssel um.

So! Ihr Handgebäck war fertig! r'Pall und drall lag es da. Zu heben vermochte sie's freilich nicht. Na ja — für acht oder zehn Wochen brauchte man schon sein Theil Zeug. Man sollte nicht meinen, wie man das alles auf so engem Raum — zweiviertel Quadratmeter — zusammenpferchen konnte. Mit Genugthuung und Dankbarkeit betrachtete Fräulein Arnhold ihren braunen, strammen Reisebegleiter; sanft band sie seine Riemen zusammen, um ihm keine weitere Bedrängniß zuzufügen.

Als sie sich aber im Zimmer umsah, entdeckte sie, o Schmerz! noch ihre Morgenschuhe, die zwei unentbehrlichsten Plaids, das Jackett für Uebergangswetter und das kleine Reisekissen. Auch noch den Hut, den kleidsamen Promenadehut mit der Straußenfeder. Schnell entschlossen schnürte sie noch ein Plaidbündel, und den Hutkarton — natürlich — den mußte sie auch noch mitnehmen. Die Schirme kamen in ihr gestricktes Futteral, und Fräulein Arnhold lachte triumphirend, als sie die weite Reise mit dem bißchen Handgepäck antrat. — Eine Droschke brachte sie zur Bahn.

Der Kutscher verdarb ihr freilich ein wenig die Freude, weil er eine Gepäcktaxe für „die Kuffers" in Anrechnung brachte. Das bedeutungsvolle „Hopla", mit dem der Dienstmann dann das Gepäck auf die Schultern lud, um Fräulein Arnhold ins Coupe zu schaffen, ließ das Fräulein vermuthen, der Mann simulire in berechnender Absicht. Da er aber sichtlich schwitzte und keuchte unter der Last, gab sie ihm dann ein Extratrinkgeldchen und bestach ihn mit liebenswürdigem Lächeln, ihr Handgepäck hübsch unauffällig in eine Ecke des Gepäcknetzes zu zwängen.

In ihrem Herzen bangte sie dabei vor dem nächsten Umsteigen. Germanische Kraft schien selten bei Bahnhofsdienstmännern. Sie sah daher nach einer stattlichen Gestalt aus, doch folgte ihrem Wink irrthümlich ein schmächtiger Jüngling, der auch thatsächlich beim Transport nach dem anderen Bahngleis das Gleichgewicht verlor und längelang hinfiel.

Bei dem dadurch entstehenden Auflauf neugieriger Menschen kam Fräulein Arnhold etwas um ihre Kaltblütigkeit. Sie wurde von dem Gedränge verwirrt und puterroth und gerieth, als der Stationsvorsteher kam und ihr Gepäck musterte, in eine solche Verlegenheit, die daheim Niemand der selbstbewußten Dame zugetraut hätte.

„Soll das alles mit ins Coupé?" fragte der Herr mit der rothen Mütze.

„Es ist doch nur Handgepäck!" behauptete das Fräulein mit zitternder Stimme.

Da schüttelte der Vorsteher befremdet den Kopf und lächelte ein wenig — denn er war gutmüthig.

Aber der Zugführer des heranbrausenden D-Zuges war nicht so gutmüthig. Er wollte das Gepäck nicht hereinlassen. Er schrie.

Und da verlor das redliche Fräulein Arnhold ihr seelisches Gleichgewicht und antwortete gereizt: „Es gehört nicht mir allein!" Meine Freundin hat den Zug versäumt... Wir treffen uns in Augsburg!" Dabei versetzte sie dem zaudernden Gepäckträger einen energischen Schub, ihm vertraulich zuflüsternd: „Schnell hinein! Ich gebe Ihnen ein Extratrinkgeld!"

Sehr echauffirt und athemlos saß sie dann auf ihrem Platz. Außer ihr war Niemand in dem Damenabtheil. Dennoch war der Billetttontrolleur wieder schonungslos. Er musterte durch den Hornkneifer, der ihm auf der Nasenspitze saß, ihre Sachen und fragte ziemlich affrös: „Sagen Sie mal, meine Dame, hier sind acht Plätze — wenn nun jeder Passagier solche Packen mitbrächte, wohin sollten wir dann kommen?"

Fräulein Arnhold lächelte jetzt nur noch krampfhaft und schob dem Mann mit ihrer Fahrkarte ein Markstück in die Hand. Dieses ließ ihn aufseufzen und einlenken: „Na ja, meine gnädige Dame, ich will schon sehen, daß es nicht zu voll wird bis München!"

Bis München hatte Fräulein Arnhold genügend Zeit, sich darüber zu amüsiren, wie billig man von der Dame zur gnädigen Dame avanciren konnte, doch war ihre Freude darüber nicht ganz rein. Auch kam sie nicht dazu, sich der reizvollen Aussicht und der glatten Fahrt zu freuen, geschweige fand ihre Seele Schwungkraft genug, des ersehnten Zieles zu gedenken. Ihr guter dicker Koffer oben im Netz lag ihr schier auf den Nerven. Dazu hatte sie sich ein wenig — nur gerade ein klein wenig — die Hand verstaucht, als sie vorhin selbst das Schirmpacket und den Hutkarton durch die enge Wagenthür gezwängt hatte. Sie gedachte ihrer praktischen „Reiseapothete", die wohlverwahrt im Koffer steckte. Aber da war kein Herankommen. Auch ihre Reiselektüre hatte sie aus Versehen mit eingepackt. In der Plaidhülle fand sich nur das Kursbuch und damit versuchte sich Fräulein Arnhold die Zeit zu zerstreuen. Aber die Zahlen wurden eigen lebendig. Alle die Extratrinkgelder schienen da zu stehen. Und ihre stolze Seele dachte beschämt des bestechenden Lächelns, das sie an Dienst- und Zugspersonal verschwendet hatte. Solch Lächeln hatte sie früher nicht mal ihren Verehrern gegönnt. Sie hatte das als Tochter ihres Vaters nicht nöthig zu haben gemeint. Deshalb reiste sie nun auch so ganz allein.

Trübe Gedanken kamen. Sogar ein paar Thränen fielen ins Kursbuch und machten auf dem dünnen, grauweißen Papier dunkle Fleckchen. Daß auch Niemand einstieg, mit dem sie hätte etwas plaudern können, um in Stimmung zu kommen! An einer Station machte sie dem freundlichen Kontrolleur ein Zeichen. Der aber winkte beschwichtigend ab: „Keine Bange! Ich laß Niemand rein!"

Aber ihre Trübseligkeit und Nervosität steigerte sich derart, daß sie beschloß, ihre Fahrt anders einzurichten. Sie war doch wahrlich nicht auf die Reise gegangen, um die Märtyrerin ihres „Handgepäcks" zu werden.

Und sie sagte zu der sie in München ausladenden Blaublüse mit ihrem gewohnten Befehlston: „Den Koffer aufgeben! Bis Verona!"

„Scho' gut!" sagte der stämmige Bayer und nahm mit der einen Hand den Koffer, mit der andern das übrige. Er trabte so schnell los, daß Fräulein Arnhold kaum folgen konnte. An der Gepäckaufgabe schob sich der Träger geschickt durchs Gedränge und rief laut: „Aufgeben — 's Tascherl da!"

Damit knallte er ziemlich unsanft den schweren, prallen Koffer auf die Schranke. Der verstand jedoch den Scherz schlecht und mit einem Krach barst er auseinander — — das kombinirte Necessaire, die geknickten Stiefel, das zerbrochene Fußbänkchen und die Bücher sprangen befreit unter die Leute...

Das Zuschnüren kostete nur eine Mark extra — den Beifall des Publikums bekam Fräulein Arnhold jedoch umsonst.

In Verona erstand sie sich einen Rohrplattenkoffer zum Ersatz — für 125 Lire.

Zulu-Märchen.

(Plauderei von Fr. Carl.)

Die Zulus, ein Splitter der großen Negerrasse, mit denen uns sicherlich keine Bruderschaftt verbindet, haben Märchen und Sagen, die zwar nicht genau so sind, wie unsere Hausmärchen, doch sie sehen einander ähnlich wie Mitglieder der gleichen Familie. Ueber den Glauben an die Verschmelzungen von Thier und Mensch, den die Arier gleich den Negern und Rothhäuten haben, findet sich eine Geschichte, die ähnliche Grundlinien zeigt wie die alte Sphinxsage. Das Isitwalaugeuge ist ein furchtbares Geschöpf, — wie könnte es anders mit solch einem Namen. Es ähnelt einer Hyäne, nur hat es einen breiten flachen Kopf wie ein Tragkorb und einen menschlichen Mund, mit dem es auch wie ein Mensch redet. Meist hält es sich abseits im Walde, aber wenn es Hunger bekommt, legt es sich wartend vor die Dörfer, stürzt sich auf die Kinder und schleppt sie auf seinem Haupte fort. Einmal, als ein Isit schon fast alle Kinder verspeist hatte, erwischte es auch einen Mann, hob ihn auf und trottete davon. Nach seiner grimmig-höflichen Weise, deren es sich immer befleißigte, fragte es: „Willst du den Weg durch die Felsen getragen werden?" „Nein", sagte der Mann, „den Weg durch die Büsche". Und, wie sie so gingen, brach der Mann die abgestorbenen Aeste von den Büschen und Bäumen und häufte sie in den Kopfkorb des Isit. Als er eine tüchtige Menge beisammen hatte, ergriff er die Zweige eines dicken Baumes und ließ das Isit weitertrotten. Und als das Ungeheuer in seine Höhle kam, oho! da war in seinem Kopfkorb nichts als eine Ladung dürrer Aeste.

Ein anderes Märchen zeigt geschwisterliche Beziehungen zu: Sage vom Haupte der Meduse und den keltischen Geschichten vom Mudris, der auf dem Grunde der Seen lebt und so furchtbar anzuschauen ist, daß die Gesichter all derer, die ihn einmal sahen, völlig davon zerstört werden... Ein Mann hing einen Wurm an seinen Angelhaken und fischte, und statt eines Fisches ergriff er den alten Mann der Gewässer. „Warum fängst du mich, der dir nie das geringste Leid that, Nagi, Sohn des Matakon, Sohn des Etsibaloto und so fort", sagte der alte Mann und nannte des Fischers Vorfahren von zehn Generationen. „Thue mich wieder hinein, denn ich bin erschreckt von der Sonne." Da trafen sich ihre Augen, und der Mann warf entsetzt alles hin und lief schreiend nach Hause: „Ich hab' den Fisch gesehen, der die Namen aller todten Leute weiß. Setzt einen Topf auf meinen Kopf, damit ich ihn nicht mehr sehe und er mich richt. Er sieht mich ganz durch und durch. Er will mich verderben, obgleich ich hier bin. Es ist, als wäre er mit mir hergekommen." Nach kurzer Zeit jammerte der Mann wieder: „Ich seh' ihn noch immer; legt alle Tücher vom ganzen Dorfe auf mich." Doch das half nichts, da bat er: „Versteckt mich in einer Kornhöhle." „Es wird zu heiß für dich, sein." „Nehmt den Stein von der Thüre fort, dann wird es kühler sein." So brachten sie ihn hinein; bald aber schrie er lauter als zuvor: „Nehmt mich hinaus, nehmt mich hinaus. Das Ungeheuer glotzt mich sogar hier an, und die Hitze tödtet mich. Bringt mich in mein Haus". Und so starb er, weil seine Augen denen des alten Mannes der Gewässer begegnet waren, der die Namen aller todten Leute weiß.

Ein Gemisch von Jack, dem Riesentödter, und unserem Däumling ist der in den Zulumärchen gern und oft erwähnte Held Uthlakanyana, der spricht, bevor er noch geboren ist, jeden, sogar seine eigene Mutter neckt und sich als „der erste Mann im Dorfe" erweist, während er fast noch in den Windeln liegt. Saat sein Vater einmal: „Der ist der beste Mann, der zuerst dieses Stück Fleisch zu fassen bekommt, das ich dort in jene Hütte werfe." Da stürzten sich alle übrigen auf den Eingang und drängten so, daß keiner es bekam. Aber Uthlakanyana kroch von unten am andern Ende hinein und holte sich das Fleisch ohne alle Anstrengung. Die Trolle und Riesen, die bei den Zulus nur andere Namen haben, werden von dem schlauen Helden fast eben so schlecht behandelt wie die Kannibalen, die ihn einmal gefangen genommen hatten. Einmal zogen alle aus und ließen Uthlakanyana zurück mit ihrer alten Mutter. „Bind mich jetzt los", sagte er zu ihr, „und laß uns spielen, daß wir einander kochten". Sie war einverstanden. „Fang mit mir an, aber vergiß nicht, mich bald herauszunehmen, da's ja nur Spiel ist." Das Wasser ist nur lauwarm, und die Kannibalenmutter hält ihr Wort, so daß er gänzlich unverletzt bleibt. Dann aber facht er ein Riesenfeuer an und macht dem dummen alten Weibe weiß, daß es viel spaßiger noch sein wird, wenn das Wasser kocht und tanzt. So stopft er sie also hinein und häl. den Deckel darüber fest. „Laß mich hinaus", schreit die Alte. „Es brennt mich entsetzlich, du weißt doch, es ist nur Spaß." „Nein, du kannst noch nicht fertig sein, sonst wärst du nicht imstande, solchen Lärm zu machen," und läßt sie so lange kochen, bis sie nichts mehr sagt. Dann zieht er ihre Kleider an und legt sich in ihre Ecke. Wie die Kinder nach Hause kommen, setzen sie sich hin und beginnen zu essen. „Das sieht ganz aus wie Mutters Hand", sagte eins von ihnen. „Nein", sagte ein anderes, „wie kann das sein? Da liegt ja Mutter auf ihrem Bett." Doch Uthlakanyana denkt, es wäre besser, sich davonzumachen, und bittet sie mit verstellter Stimme, die Thüre ein wenig aufzumachen, und humpelt hinaus. Just, wie er davonschießt, fischen sie der Mutter Kopf aus dem Wasser und machen sich auf zur Verfolgung. Ein breiter Fluß hält den Fliehenden auf; da verwandelt er sich in einen Stecken. Die Kannibalen verfolgen seine Fußspuren bis zum Wasser. „Ja", sagt einer von ihnen, „er muß gerade hier hinübergegangen sein", und schleudert zur Bekräftigung den Stab hinüber. Sicher am andern Ufer, nimmt Uthlakanyana wieder seine rechte Gestalt an und bedankt sich für die bequeme Beförderung. „Wir dachten, du wärst ein Stecken", meinen die ganz enttäuschten Kannibalen; 's wird aber nicht erzählt, ob sie wie die Trolle vor Wuth platzten. Nach einiger Zeit aber bekommt der junge Held großen Hunger, und wie ein Hase vorbeiläuft, ruft er: „Halt, Meister, ich hab' dir solch eine hübsche Geschichte zu erzählen." „Ich glaube sicher, ich habe keine Lust, sie zu hören", sagt Lampe. „Ach, wenn du aber nur den Anfang von ihr hörst, mußt du auch gleich weiterwissen." „Ich muß gar nicht", widerspricht der Hase. „Weißt du, es ist was über diese schrecklichen Kannibalen, sie hatten mich erwischt, es gelang mir aber, ihre —" Und als jetzt der Hase entgegen seinem Willen stehen bleibt, um zu horchen, hat ihn Uthlakanyana auch schon am Schopf, ißt ihn auf und macht sich aus einem seiner Läufe eine schöne Flöte.

Eines der längeren und besonders hübschen Zulumärchen mit dem netten Namen Uktombekantisi — der Name der Heldin — behandelt hauptsächlich das von Grimm so oft variirte Thema von der falschen oder verwechselten Braut. Andere bekannte Märchenstoffe spielen nebenbei noch hinein. Ein König hatte neben seiner Königin mehrere Weiber, und diese Weiber gebaren ihm immer anstatt der Kinder Krähen. Man wird sich erinnern, daß in „Tausend und eine Nacht" eine Sultanin beim Sultan verleumdet wird, sie hätte einmal einen Hund und ein zweites Mal eine Katze in die Welt gesetzt, und daß eine Königin in der „Edda" stets nur junge Ochsen bekam. . . Die Königin selbst aber hatte gar keine Kinder, daß sie sogar die Krähenmütter verlachten und sie in ihrer Scham nur sagen konnte: „Hab' ich mich selbst gemacht?" Und immer, wenn alle fort vom Hause waren, setzte sie sich in den Garten und weinte. Und eines Tages, da kamen zwei Tauben zu ihr und sagten: Warum weinst du?" „Weil ich kein Kind habe, mich alle schmähen und mein Mann mit Verachtung auf mich sieht." „Was willst du uns geben, wenn wir dir ein Kind bringen?" „Alles, was ich habe." „Ich, Unsinn: was für Futter?" „All mein Korn." „Wir essen es nicht." „Meine ganze Arounwurzeln." „Wir mögen sie nicht." „Was kann ich euch also dann geben?" „Gib uns Kaffor-Oelsamen. Sammle sie in einem Korb auf deinem Kopf und schütte sie dann auf den Boden." Nun muß man nicht glauben, daß die Tauben sich so rasch und kurz unterhielten, es war dazwischen immer ein eifriges Geturre, ein gegenseitiges Aufmuntern und Schwatzen. Schließlich machten sie sich aber an die verstreuten Oelkörnchen und baten die Königin, ihnen ein Horn und eine kleine Lanze zu bringen und ihnen dann den Rücken zu wenden. Danach ritzten die Tauben sie in die Hüften und befahlen ihr, die im Horn aufgefangenen Blutstropfen in einen großen Kessel zu thun und ihn nicht zu öffnen, ehe zwei Monate vorbei wären. Wie nun der dritte Monat herankam, öffnete die Königin den Kessel und sah darin zwei ganz kleine Kinder. Sie thut sie nun in einen noch größeren Kessel und läßt sie noch drei Monate darin. Und wie sie wieder nachschaut, findet sie sie schon groß und lachend und hat eine große Freude. Am Abend, wie sie vom Garten heimkommt, hängt sie eine Matte vor die Thür, damit niemand ihre Kinder sieht, und gibt ihnen Milch zu trinken. Der Knabe trinkt aber das Mädchen nicht. Doch beide wuchsen und lernten kriechen und bald auch gehen. Und die Mutter hielt sie versteckt, damit die Krähen sie nicht tödteten. Da man glaubte, die Königin hätte keine Kinder, pflegten ihr die andern Asche auf die Hütte zu streuen und das Wasser zu beschmutzen. Darum sagte das Mädchen eines Tages, sie sollten doch für die Mutter Wasser holen, und sie gingen auch, obgleich sie es ihnen verboten hatte. Aber wie sie am Bache ihre Krüge füllten, oh! da kam ein großer Zug Menschen und bat sie um einen Trunk. Sie erzählten, sie suchten ein schönes Mädchen zum Weibe für ihren jungen König. Am nächsten Tage kamen sie mit vielem Vieh und schönen Geschenken zum Vater der beiden Kinder. Der König jedoch mußte ihnen betrübt auf ihre Frage nach einer Tochter unter dem Höhnen und Lachen seiner Unterthanen antworten: „Ich nenne nur Krähen meine Kinder. Geht heim." Der Anführer aber sagte: „Wir trafen des Königs Tochter, und sie war strahlend vor Schönheit." Da ertönte die Stimme der Königin, und die beiden Kinder traten aus ihrem Zelt und umarmten ihren Vater. Ein schöner, junger Bulle wurde geschlachtet, und es herrschte lauter Jubel und große Freude. Am nächsten Tage zogen der junge König und sein Gefolge fort in den Wald, und die Königin sagte: „Ihr werdet ein grünes Thier treffen, hütet euch, es zu verfolgen." Das Gefolge aber achtete des Gebots nicht und kehrte nicht zurück. Wie sich der König so lange allein sah, ging er ihnen nach, und auch er kam nicht wieder. Und als seine Braut und ihre Gespielinnen des Wartens schon müde wurden, da kam ihnen der Imbulu, eine große, harmlose, dumme Eidechse, die sehr gern Milch nascht, und der man nachsagt, sie melke die Kühe. „Guten Tag, schöne Prinzessinnen und dir, aller Königin; ich würde so gern sehen, wie dein hübsches Kleid mir paßt. Komm herab von deinem Ochsen und laß es mich probiren." Nach langem Hin und Her gab die Prinzessin nach, ließ die Imbulu ihr Gewand probiren und auf dem Ochsen reiten. Die Mädchen wollten zurückkehren, die Imbulu aber sagte: „Oh nein, ihr liefet mich hinauf, und nun gehe ich wie wieder hinunter" und ach! die Fräuleins waren sofort in Käuzchen, die Braut in eine Eule verwandelt. Und alle flogen in den Wald. . . Als der Bräutigam und seine Leute endlich vermißten, wunderten sie sich, keine Brautjungfern zu sehen, und daß die Braut plötzlich so mager, braun und runzlig geworden war. Und wie sie weiter zogen, flogen Käuzchen mit und höhnten: „Pfui über ihn, er zieht mit einem Thier von dannen." In des Vaters Dorf wurden sie mit enttäuschten Ausrufen empfangen, und der alte König verurtheilte alle, die ihm von der schönen Braut erzählt hatten, zum Tode für ihre Lügen. „Nein", sagte der Sohn, „ich sah sie auch, und sie war lieblich über alle Maßen", und erzählte die Geschichte vom grünen Thier. Am nächsten Tag war das ganze Dorf bis auf eine lahme, alte Frau im Felde. Die Braut und ihre Mädchen kamen zu ihr und sagten, sie wollten die ganze Arbeit im Dorf thun, doch dürfte sie es nicht verrathen. „Nein, ich werde sagen, ich that es." Und mehrere Tage trugen die Mädchen das Wasser, machten Bier und malten das Korn, und das Volk dachte: „Was haben wir doch für eine brave, alte Frau." Aber zuletzt konnte die Alte den Mund nicht länger halten und verrieth alles dem jungen König: „Jeden Morgen kommen viele Fräuleins, aber eine von ihnen ist besonders schön, heiter und glänzend, und machen alle Arbeit." Der Bräutigam versteckte sich in der Hütte, und wie die Mädchen darin waren, verstellte er die Thür und rief seiner Braut zu „Warum verließest du mich so?" Aber sie antwortete: „Pfui über dich! Du verließest mich und rittest mit einer Imbulu weg." Der junge König erzählte dies seinem Vater, und ein großes Hochzeitsfest wurde bereitet. Die Imbulu dachte, es wäre für sie. Die Frauen aber holten den größten Bottich des Königs, molken ihn voll Milch und gingen damit zur falschen Braut, damit sie hineinsprünge. Und richtig: wie die Imbulu die Milch sieht, kann sie nicht widerstehen, entfaltet wieder ihren Eidechsenschwanz und springt geradewegs hinein. Und alle laufen nach kochendem Wasser und begießen sie damit, bis die böse Imbulu todt ist. Alles Volk freute sich, tanzte und aß mehrere Tage Fleisch. Es war ein richtiges, großes Hochzeitsfest, und ein großes Zelt wurde gemacht für den jungen König und seine Braut, und alle Mädchen des Stammes polsterten es mit Gras aus und schmückten es mit Blumen. . .

Der Bremer Hafen wurde 1830 eröffnet. Das nothwendige Gelände von 122 Hektar erwarb die Stadt von Hannover durch Vertrag vom Jahre 1827.

Lohn ender.

„Na, Else, wie ist denn Dein Probesingen in der Agentur gestern ausgefallen?"

„Ach, famos, sage ich Dir, bin sogar gleich von einem Direktor engagirt worden."

„Sieh mal an, das ging aber fix. Für welches Theater denn?"

„Ach, Theater, Dummheit, von einem Direktor einer großen Papierfabrik."

Verfängliche Frage.

Commercienrath: „Sie glauben, daß meine Tochter Ihre Neigung erwidert?"

Baron: „O, sie wird mich gewiß lieben lernen!"

Commercienrath: „Und wie hoch soll sich das Lehrgeld belaufen?"

Der entlarvte Heuchler.

Vermietherin (zum Studiosus, der sich in Gegenwart seines zum Besuch bei ihm weilenden Onkels ein Glas Wasser aus der Flasche eingießen will): „Nicht doch, Herr Spund, ich bring' Ihnen frisches..... dieses steht schon seit sechs Wochen in der Flasche!"